



hr2-Literaturpreis 2014

Marcella Melien: Kleine Gewitter

Über die Straße unter seinem Fenster ziehen die Straßenbahnen wie kleine Gewitter.

In seinem Zimmer hört er das gedämpfte Poltern, die kurze Stille, das Schrillen der Türen, dann verliert sich das Rumpeln am Ende der Straße. Es wäre leicht, sich so sehr an das Geräusch zu gewöhnen, dass es aus der bewussten Wahrnehmung verschwände. Er aber lauscht darauf, wartet. Wenn es zu lange ausbleibt, hält er inne, tritt ans Fenster, wirft einen Blick auf die Anzeigetafel und die Wartenden. An den Bahnen hört er, dass die Zeit vergeht. Daran kann er festmachen, dass es draußen einen verlässlichen Alltag, ein geordnetes Leben gibt. Ohne sie würde er vielleicht die unterschiedlichen Rhythmen der Tage vergessen; sonntags sind die Pausen am längsten, das erinnert ihn daran, dass die Geschäfte geschlossen haben.

In den Nächten, wenn er nicht schlafen kann, drückt die Stille gegen seine Fenster. Um fünf Uhr siebzehn fährt die erste Bahn, dann weiß er, dass es bald überstanden ist.

Alles, was er braucht, hat er in Laufweite. Die Kneipe, den Supermarkt, die Apotheke. Nur zur Klinik ist es zu weit. Das Fahrrad steht im Keller, eigentlich könnte er es verkaufen. Zur Klinik kann er mit der Bahn durchfahren, sieben Stationen sind es.

In der Nacht, in der es angefangen hat, ist alles dunkel geblieben. Er konnte das Licht in seinem Zimmer nicht sehen, nicht die Straßenlaternen draußen, er stand auf, ging taumelnde Schritte, stieß sich an Möbeln. Er tastete sich zurück zu seinem Bett, legte sich wieder hin, die Augen geschlossen, konzentrierte sich darauf, ruhig weiter zu atmen, bis er irgendwann das erste Poltern hörte. Draußen musste inzwischen die Sonne aufgegangen sein. An den Bahnen zählte er ab, wie lange es noch dauern würde, bis jemand im Büro sein Fehlen bemerkte und ihn anrief. Als das Telefon klingelte, tastete er danach und nahm es aus der Ladestation. Er hörte die Stimme des Kollegen, dessen Schreibtisch neben seinem stand. Was denn los sei, ob er verschlafen habe oder einen Platten, ob es ihm nicht gut gehe? Erst wunderte es ihn, wie besorgt die Stimme klang, dann sagte er sich, dass sein Kollege recht haben müsse, dass er sich in einer Notlage befand, und bat ihn, einen Krankenwagen zu rufen.

Im Krankenhaus kehrte das Sehvermögen zurück, die Untersuchungen begannen. Er wurde entlassen, zurück in seine Wohnung gebracht, er ging durch die Zimmer wie ein Fremder, schaute sich aufmerksam um, als erwarte er, dass die gewohnte Umgebung anders aussehen müsste. Aber schöner geworden war sie nicht. Er sah den Dingen an, dass sie jederzeit verschwinden konnten. Ein paar Mal ließ er in den folgenden Tagen in einem unachtsamen Moment etwas fallen

– eine Tasse, einen Reisewecker. Manches zerbrach, aber er ersetzte es nur nachlässig.

Im Haus auf der anderen Straßenseite wohnt eine junge Frau. Er kann in ihr Fenster blicken, wenn es draußen dunkel ist und sie das Zimmer erleuchtet hat, ein schmaler, heller Ausschnitt ihres Lebens: eine Vase mit Blumen auf ihrem Fensterbrett, die hellgrün gestrichene Wand. Früher hat sie die Vorhänge gleich zugezogen, wenn sie abends nach Hause kam, dann sickerte das Licht nur noch schwach durch den blau gemusterten Stoff. Inzwischen scheint es ihr egal zu sein, sie lässt die Vorhänge offen. Er hat noch nie den Umriss einer anderen Person in ihrem Zimmer gesehen. Manchmal sitzt sie auch in der Bahn zur Klinik. Vielleicht arbeitet sie dort, vielleicht geht sie jemanden besuchen. Vielleicht atmet sie jedes Mal tief ein und aus, wenn sie durch die gläsernen Automattüren hinaustritt. Er hat sie nie angesprochen oder ist ihr gefolgt, um herauszufinden, in welchen Teil des Klinikgebäudes sie geht. Das hätte er früher vielleicht getan. Er stellt Vermutungen über sie an und lässt sie offen.

Seine Kollegen kommen ihn besuchen, sie kündigen sich immer vorher an, obwohl er die Wohnung nicht oft verlässt. Sie fragen, ob er etwas brauche, aber er winkt ab. Er beobachtet, wie ihre Finger sich krümmen und strecken, sich

verschränken und wieder lösen, in Hosentaschen verschwinden und wieder hervorgezogen werden. Sie fangen an, etwas von sich zu erzählen, und brechen mitten im Satz ab. Meistens kocht er ihnen eine Tasse Kaffee, damit sie ihre Hände um das warme Porzellan schließen können. Er gibt sich Mühe, nicht desinteressiert zu wirken, wenn sie von der Arbeit sprechen, von einem Projekt, das er initiiert hat und das nun gute Fortschritte macht. Sie nennen es eine Auszeit und sagen, er habe sich die Ruhe verdient. Zwischen ihren Worten horcht er auf das Poltern, um abschätzen zu können, wann sie sich verabschieden werden: länger als drei Bahnen bleibt kaum jemand.

Wenn er einigermaßen guter Stimmung ist, geht er in die Kneipe, immer zu seiner gewohnten Feierabendzeit. Die Leute dort haben nicht gemerkt, dass sich alles geändert hat, oder es ist ihnen egal. Sie fragen nicht in diesem vorsichtigen Ton, wie es ihm ginge und ob es etwas gäbe, das sie für ihn tun könnten. Der Wirt stellt ihm das Bier unaufgefordert auf den Tresen.

Auf dem Rückweg schaut er zum Haus gegenüber, ob ihr Licht noch brennt, aber meistens ist es dunkel. In anderen Fenstern sieht er das bläuliche Flackern eines Fernsehers, in ihrem nie. Vielleicht besitzt sie keinen. Der Gedanke gefällt ihm, er stellt sich vor, wie sie in einem Sessel sitzt und einen Roman auf

ihre angezogenen Knie stützt, während ihr Tee kalt wird und ihre Kerze abbrennt. Seinen Fernseher hat er verschenkt. Wenn ihm danach ist, reglos auf etwas zu starren, setzt er sich ans Fenster und beobachtet die Menschen an der Haltestelle. Da ist oft ein Mann mittleren Alters, der im Rollstuhl sitzt. Eine Frau begleitet ihn und hilft, den Rollstuhl in die Bahn zu schieben. An Regentagen sieht er manchmal einen Punk, der sich unter das Wartehäuschen stellt und um Kleingeld bittet, er sagt, es sei für den alten Schäferhund, der sich zu seinen Füßen zusammenrollt. Wenn er den Punk an der Haltestelle trifft, gibt er ihm eine Münze. Er hatte schon einige Male überlegt, sich einen Hund anzuschaffen, hatte sich vorgestellt, wie es wäre, ihn in der Wohnung zu haben – die tapsenden Schritte, wenn er morgens zur Tür laufen und auf seinen ersten Spaziergang warten würde – dass er ihn vielleicht sogar mit ins Büro nehmen und in den Pausen mit ihm hinausgehen könnte. Aber jetzt würde er keinen Hund kaufen, nein, nicht jetzt.

Er ist in der Klinik gewesen, zum wievielten Mal, er hat mittlerweile aufgehört, die Termine, Messungen und Untersuchungen zu zählen. Die Röhre, die Spritzen, das Stirnrunzeln. Sein eigener Körper, sein Abwehrsystem, arbeitet gegen ihn. So hat der Neurologe versucht, es ihm zu erklären.

Mittlerweile spricht er den Namen seiner Krankheit nicht mehr aus. Er nennt sie MS, wie die Initialen einer unberechenbaren Person, deren Launen alles bestimmen. Man kann nicht sagen, was als nächstes passieren wird und wann. Es könnte immer so weitergehen wie jetzt, jeder Tag ein Warten auf den nächsten Schub. Im besten Fall könnte es wieder völlig verschwinden, nur einen üblen Nachgeschmack hinterlassen. Daran glaubt er nicht.

Die junge Frau hat er heute nicht gesehen, nur den Mann im Rollstuhl. Er sitzt zuhause am Fenster und spürt die Vibration im Glas, wenn unten eine Bahn vorbeifährt. In der Dämmerung sieht er an den Oberleitungen Funken aufblitzen. Irgendwann steht er auf, nimmt die Jacke vom Haken. Es ist ein guter Abend für die Kneipe, für ein Bier, heute vielleicht eins mehr.

Als er später aus der Kneipentür tritt, findet sein Blick keinen Fokus in der Dunkelheit zwischen den Häusern. Das Pflaster der Straße ist regennass unter seinen Schritten. Kein Mensch mehr unterwegs, keine Autos. Kein Licht hinter den Fenstern. Die letzte Bahn fährt um ein Uhr siebenunddreißig: Ein kleines Gewitter. Dann Stille.